

Predigt

13. August 2023
Ausstellung zum „Birkenau-Zyklus“
St. Matthäus
Berlin

Bischof Dr. Christian Stäblein

Liebe Gemeinde, das Vorhaben heute, in diesem Raum mit dieser Ausstellung, ist in jeder Hinsicht hochgradig dialektisch, widersprüchlich. Und also ist es womöglich zum Scheitern verurteilt. Und wenn es so ist, ist es doch kein Grund, es nicht zu versuchen. Gerade das nicht. Denn es ist unsere Pflicht, meine Pflicht, unsere Aufgabe. Wovon rede ich?

Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben ist barbarisch – so heißt das vielfach zitierte Diktum Theodor Adornos von 1949, das er selbst zwar ein wenig zurück genommen hat in den 60er Jahren, aber das er doch nie in seiner dialektischen Zuspitzung aufgehoben oder gar entschärft hat. Alle Sprache sei, alle Sprache ist der Gefahr, ja dem Verhängnis der Verharmlosung eben jenes Grauens ausgesetzt, das sich aller Sprache entzieht.

Und das wir, das ist eben die Dialektik, Sie können auch sagen: die unauflösbare, ja notwendige Widersprüchlichkeit von Wahrheit und Wahrheit, und das wir dennoch benennen, immer wieder in Sprache bringen müssen, wenn es denn nicht einem falschen Verstummen und Verschweigen anheim gegeben werden soll. So gilt die andere Wahrheit zu der einen Wahrheit: Es müssen Gedichte nach Auschwitz geschrieben werden, wenn denn nicht Auschwitz, also die monströse Vernichtung des Lebens, den Sieg davon tragen soll über die Sprache, über die Kultur, über die Lebendigkeit, über das Leben selbst. Kein Gedicht möglich. Und unbedingt Gedichte nötig. Das gilt, beides.

Es gilt nicht nur für Gedichte, selbstverständlich nicht nur. Es gilt auch für Bilder. Und für Predigten. Und für das Reden von Gott, von der Liebe Gottes. Es ist nicht mehr möglich angesichts jenes Schreckens, jenes Mordens, das alle Kultur und alle

Menschlichkeit in Gegenrationalität und Unmenschlichkeit, alles Menschsein in Gottesferne und Gottlosigkeit verloren hat.

Und zugleich ist es nötig, unbedingt, ja es ist geboten, es ist gleichsam Gebot jeden Tag nach Auschwitz, damit eben die nationalsozialistische Vernichtung nicht den Sieg davonträgt, nicht einen Tag das. Mit am nachdrücklichsten hat das der Religionsphilosoph Emil Fackenheim formuliert. Ich will für einen Moment an diesen ziemlich genau vor 20 Jahren verstorbenen Rabbiner und großen liberalen jüdischen Philosophen erinnern, der den nun entfalteten Gedanken so benannt hat.

Den 613 Geboten der Tora müsse ein 614. hinzugefügt werden, so Fackenheim, und dieses 614. sei die Pflicht, Hitler posthum keine Siege zu verschaffen – und also sei das 614. Gebot für Juden: zu leben, als Juden zu leben. Das 614. Gebot dann also auch: Gedichte zu schreiben, Bilder zu malen, von Gott zu reden, von der Barmherzigkeit zu zeugen, von der Liebe. Es ist unsere, meine Aufgabe, insbesondere heute am Israelsonntag, also am Sonntag, der von der Nähe, der Unverbrüchlichkeit der Nähe Gottes zu seinem Volk spricht, von dem Miteinander und Ineinander, das ewig ist – es ist ein Gebot, davon zu reden. Und wie!

Und wie? An der in den Tiefen des Seins mich berührenden Ausstellung von Michael Müller hier im Raum – Am Abgrund der Bilder – können wir erspüren, wie Kunst Zugänge eröffnet, wo keine zu sein schienen. Michael Müller arbeitet mit dem berühmten Birkenau-Zyklus von Gerhard Richter. Ist schon Richters Zyklus in seiner Technik des Überschreibens, Verwischens, Enthebens, Abstrahierens und so aller naiven Bebilderung entkommenden Darstellung eine öffnende Zugangsform, so ist Müllers vielgestaltiges Verarbeiten des Richterschen Birkenau-Zyklus ein Zuspitzen eben dieser Frage, wie unmögliche, aber doch nötige Bilder am Abgrund und aus diesem heraus Gestalt gewinnen können. Am Abgrund der Bilder. Und aus ihm heraus.

Die Techniken, die Michael Müller einsetzt, lassen sich in verschiedener Weise beschreiben. Er legt frei – als erstes die Fotos, die einst auch dem Richterschen Birkenau-Zyklus zu Grunde gelegen haben. Es sind vier Fotos, die in ebenso einmaliger wie kaum auszuhaltender Form von dem Geschehen in Auschwitz zeugen, dem Vorgang der Entmenschlichung und der industriellen, massenhaften Vernichtung und Dehumanisierung.

Morden pur. Müller legt diese Fotos frei und geht also den Weg des Überschreibens rückwärts.

Sodann zeigt er, wie sich diese Bilder „tätowieren“ lassen, einbrennen in Ausstellungswände, so dass sie dem gedankenlosen, leichtfertigen Entfernen entzogen werden und wie eine zweite Haut der Kultur, der Wände wirken, die dann – auch das können Sie hier sehen – die dann allerdings auch wieder herausgerissen, herausgesägt und neu eingesetzt werden. Schließlich, eine dritte Gestaltungsform bei Müller im Umgang mit dem Birkenau-Zyklus, zeigt er Fotos, die den Ort des Geschehens jetzt dokumentieren, exakt, mit Zeitangabe und Datum, vier Fotos, drei Schwarz-Weiß, eines in Farbe. – Freilegen. Tätowieren. In Bezug setzen.

In der Unmöglichkeit des Bebilderns wird so das Gebot der Bilder gerade am Abgrund aller Bilder möglich. Es entsteht eine Nähe zu dem Geschehen, die keine noch so genaue Dokumentation herstellen könnte. Das Erinnern an die Vernichtung und Widerlegung des Seins unterläuft so den Sog der Vernichtung auch der Erinnerung selbst. Das Sein ist dem Sieg des Grauens entrissen. Wenn ich das so sage, ist das nicht Ausdruck eines Triumphes, sondern wohl eher Ausdruck wortwörtlichen Trotzes. Trotz alle dem: siehe, Bilder. Freigelegt. Trotzdem, trotz alle dem: siehe, Leben, heute. Erinnerung jetzt. Nähe – trotz der Nähe des alles verschlingenden Abgrunds. Nähe trotzdem.

Nähe, liebe Gemeinde heute, ist ein, ja vielleicht das zentrale Stichwort in den biblischen Worten, die wir als Lesung gehört haben. „Denn wo ist so ein herrliches Volk, dem Götter so nahe sind wie uns der Herr, unser Gott, sooft wir ihn anrufen.“ – Wo ist so ein Volk, dem Gott der Herr so nahe ist. Die unverbrüchliche Nähe Gottes zu seinem jüdischen Volk, das ist die zentrale Botschaft des Israelsonntags. Denn aus und in dieser Nähe lässt sich alles ersehen, freilegen, lernen, was das Verhältnis des biblischen Gottes zum Menschen ausmacht. Die biblischen Worte legen es offen, heute: es geht um das Leben in den Geboten. Glaube und Leben mit diesem Gott ist nicht irgendwie religiöse Intuition oder gar der Natur abgelaushtes. Glaube und Leben mit diesem Gott ist wandeln in den Geboten – vollzieht sich eben so, realisiert sich so.

Und ist also keine Anbetung von Götzen welcher Art auch immer, keine Bilder von Bildern, keine Vorstellungen von Idealen von sich oder von anderen, keine Harrys, für die schon mal der Wagen vorgefahren wird, keine Aufhäufeln von 100 Millionen. Glaube

und Leben mit diesem Gott ist wandeln in den Geboten, ist Einstellung, ist Haltung, ist Vertrauen, ist Realisierung jenseits von Bildern je aktuell, je heute, je morgen.

Ob er an Gott glaube, wurde der heute vermutlich bei den meisten vergessene israelische Ministerpräsident Jitzchak Schamir gefragt. Er schaute fast verdutzt. Ani lo jodea, haim ani maamin baelohim. Ani lo jodea ma sah: emuna. Awal ani holech bamitzwot. Deutsch: ich weiß nicht, ob ich an Gott glaube. Ich weiß nicht, was das sein soll: Glaube. Aber ich gehe in den Geboten Gottes, ich achte sie.

Es ist nur konsequent – und auch das legen die biblischen Zeilen von heute offen, legen sie frei und tätowieren sie uns gewissermaßen in unsere Glaubenshaut und Sie können das Datum daneben schreiben, Sonntag, Israelsonntag, 13.8., 18.XX, jetzt – nur konsequent, dass von keinem Bild dieses Gottes die Rede sein kann. Ja, dass jedes Bild von diesem Gott verboten ist, lebendige Stimme aus dem Feuer, also dem Lebendigsten und auch Verzehrensten, das wir denken und spüren können, kein Bild von dem, der das Feuer überlebt hat und aus dem Schmelzofen herausgeführt, wie es am Ende heißt und damit irgendwie in nächste Nähe zu dem rückt, wovon wir heute reden. Kein Bild davon und doch nichts anderes als ganz viele Bilder eben dieser Geschwister, dieser jüdischen Geschwister, die daraus leben, unverbrüchlich und jeder und jede ein Antlitz eben dieses Gottes mit seinen 10 und seinen 613 und eben auch diesem 614. Gebot: Auschwitz darf nicht den Sieg davontragen. Die Nähe Gottes, die Nähe des Lebens zu diesem Volk ist stärker, bleibt das 614. Gebot.

Nicht das 614. Gebot, sondern für uns, uns Christinnen und Christen, mich eher das 11., mindestens das 11., gleich nach den Zehn ist das Gebot dieses Tages, das wir aus den gleichen Zeilen lernen und das uns eingeschrieben, wenn nicht eintätowiert sein möge, als zweite Haut, als unsere Haut: Antisemitismus ist Sünde, ist Gottesferne. Wenn wir Christinnen und Christen denn von den jüdischen Geschwistern lernen, was Lebendigkeit mit Gott, was Nähe und was Realisierung dieser Nähe Gottes heißt, wenn wir an ihnen und durch sie das Ineinander Gottes mit den Menschen sehen, dann ist Antisemitismus Gottesferne pur, Sünde – die ja ist: Trennung von Gott. Wer sich von den jüdischen Geschwistern abtrennt, trennt sich von Gott. Wo wir dem Antisemitismus, der so gegenwärtig ist in dieser Stadt, wo wir ihm nicht entgegentreten, wird es uns herausreißen, werden wir alle Nähe zu Gott verlieren. In welcher Stadt, in welchem Glauben leben wir denn, dass wir das so oft vergessen haben?!

Liebe Gemeinde, „Birkenau in Farbe“ heißt eines der Bilder von Michael Müller dort in der Ausstellung. Es zeigt, wie es im Kommentar zum Bild heißt, eine fast zärtlich leuchtende rote, kleine, strauchartige Pflanze an einem Randstein in Birkenau. Darf man das zeigen von diesem Ort des Grauens? Ist das eine Verkitschung, eine grauenhafte Romantisierung? Und etwa gar eine religiöse Überhöhung, wenn ich sage: es wirkt wie ein kleiner brennender Dornbusch am Rand, eine niemals fixierbare, aber eben doch lebendige Stimme Gottes, die sagt: Ich bin da, ich werde da sein, immer werde ich der sein, der ich für euch da sein werde? Darf man das sagen? Nein. Darf man es unterlassen, das zu sagen? Auch nicht. Kann ich darüber urteilen?

Liebe Gemeinde, in aller Dialektik, aller Unmöglichkeit, aller Widersprüchlichkeit bleibt es am Ende auch ganz schlicht. Wenn die jüdischen Stimmen aus dem 614. Gebot heraus nach Auschwitz nicht anders wollen, nicht anders können sollen als wieder und wieder in die Urszene des Glaubens, die wir heute biblisch hören, einzustimmen und so in die lebendige Gegenwart und das morgen kommen, wenn die Antwort da schon doch nur heißen kann und will: wir wenden uns zu Gott! Zum Leben selbst! Um wie viel mehr – eine alte biblische Logik, liebe Gemeinde, um wieviel mehr dann wir: jüdischer Glaube in Farbe, jüdische Gedichte, jüdische Musik, wie wir sie in diesem Gottesdienst hören, jüdische Gebete, wie wir sie sprechen – nicht zuletzt täglich im Vater unser, das Gebet des Juden Jesus. Mehr Nähe geht nicht. Ich kann nach Auschwitz nicht mehr beten. Aber ich kann auch nicht nicht beten. Gerade das kann ich nach Auschwitz nicht. Gebet in Farbe. Probieren Sie das mal. Unmöglich? Muss scheitern? Fängt da an. Wo sonst fängt Beten an, wenn nicht am Abgrund des Betens. Wo sonst ist Gott zu preisen, wenn er da nicht zu preisen ist. Ein roter, leuchtender Strauch am Rand. Ein Erzählen von unverbrüchlicher Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk. Nichts anderes ist mir heute geboten. 11. Gebot. 614. Gebot. 1. Gebot. Amen.